

Ilka Quindeau, *Psychoanalyse und Antisemitismus. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2023*, Berlin: Suhrkamp 2025, 284 S., 32,- €, ISBN 978-3-518-58829-1.

Seit dem Massaker der Hamas im Oktober 2023 und dem darauffolgenden Krieg in Gaza kommt es in vielen Teilen der Welt zu Angriffen auf Jüdinnen und Juden sowie jüdische Einrichtungen, völlig unabhängig davon, ob diese in irgendeiner Verbindung mit der israelischen Regierung stehen oder nicht. Nach einigen Jahrzehnten der Ächtung des Antisemitismus kursieren erneut verdeckte und offene antisemitische Klischees und Verschwörungserzählungen, kommt es in jüngerer Zeit wieder gehäuft zum Ausbruch antisemitischer Emotionen. Offensichtlich haben Mahnreden, „Erinnerungskultur“ und Ächtung daran nichts ändern können. War eine solche Erwartung illusionär? Sind die Dinge möglicherweise bislang nicht richtig verstanden worden?

In ihrem Buch *Psychoanalyse und Antisemitismus* entwickelt Ilka Quindeau eine Perspektive, die etliche gängige Vorstellungen hinter sich lässt und an der sich künftige Auseinandersetzungen mit dem Antisemitismus messen lassen müssen. Quindeau ist praktizierende Psychoanalytikerin und Professorin für Klinische Psychologie und Psychoanalyse. Grundlage ihres Buchs sind die Frankfurter Adorno-Vorlesungen, die sie im Juli 2023 auf Einladung des Instituts für Sozialforschung gehalten hat. Obwohl diese also vor dem 7. Oktober stattfanden, nimmt sie im Buch mehrfach auf die Ereignisse Bezug und zieht so eine aktuelle Ebene in ihre Erwägungen ein.

Die Gliederung des Buchs entspricht der ihrer Adorno-Vorlesungen, reichert sie aber mit zusätzlichem Material und differenzierten Ausleuchtungen der Hintergründe an. Teil I steht unter der Überschrift „Wozu Antisemitismus?“ und greift damit – anstelle müßiger Definitionsversuche, worin sich bekanntlich ein gewichtiger Teil der Literatur zum Thema (im doppelten Sinne) erschöpft – Adornos Frage nach der

individuellen wie gesellschaftlichen *Funktion* des Antisemitismus auf. Teil II mit dem Titel „Schuld und Abwehr“ thematisiert anhand des berühmten „Gruppenexperiments“ das Theorem des Antisemitismus als Schuldabwehr, d. h. als einer unbewussten Abwehr von Schuldgefühlen angesichts der unaushaltbar aufgehäuften Schuld aus der Nazizeit. Teil III schließlich geht unter dem Titel „Der Vorwurf des Antisemitismus“ einer Figur der deutschen „Erinnerungskultur“ nach, die stets bemüht ist, Antisemitismus in öffentlichen Äußerungen, Kunstwerken oder Handlungen dingfest zu machen.

Alle diese Ansätze und Umgangsweisen unterzieht Quindeau einer eingehenden Kritik. Im Mittelpunkt ihres Interesses stehen weder Spekulationen über die „Psyche der Antisemiten“ noch die ideologischen Figuren des weltanschaulichen Antisemitismus der neuen Rechten und des Islamismus, sondern

„Formen des Antisemitismus, wie sie in der breiten Mehrheit der Bevölkerung vorliegen, häufig auch latent. Denn nur sie sind der Kritik zugänglich“ (S. 12).

Anders als lautstark vorgetragene Hasstiraden bilden diese Formen „eine Art psychologische Zwischenschicht“. Sie werden nur selten beachtet, bilden aber die Grundlage, auf der auch der offene Antisemitismus aufbaut. Deshalb gelte es, an der Bewusstmachung der latenten, oft unbewussten Formen von Antisemitismus zu arbeiten, auch bei sich selbst, bevor sie sich zur Weltanschauung ausprägen.

Entsprechend sieht Quindeau die Psychoanalyse nicht – wie die frühe Kritische Theorie – als Theoriekorpus, das Erklärungen des Sinns auffälliger Handlungen bietet, sondern als Methode der „Dekonstruktion bestehender Sinnstrukturen“ (S. 9). Sie versteht sie als *epistemologische Disziplin*, als, wie sie zustimmend Habermas zitiert, „das einzig greifbare Beispiel einer methodisch Selbstreflexion in Anspruch nehmenden Wissenschaft“ (S. 63). Demzufolge hat die Psychoanalyse die Aufgabe der Aufklärung über die unbewusste Tiefenstruktur des Antisemitismus, die mehr oder weniger

ausgeprägt bei *allen* Angehörigen des christlich geprägten Kulturkreises anzutreffen ist.

,,Wozu Antisemitismus?“

Aus diesem Grund ist für Quindeau eine Abkehr vom Konzept des „autoritären Charakters“ der frühen Kritischen Theorie nötig, dessen Entstehungsgeschichte sie in Teil I – von Erich Fromm bis Theodor Adorno – präzise nachzeichnet. Auf der Suche nach einer Erklärung der massenhaften Empfänglichkeit für antisemitische Erzählungen stand der „autoritäre Charakter“ für die Beschädigung der Menschen durch gesellschaftliche Herrschaft, die mittels „pathischer Projektion“ (Adorno) auf „die Juden“ ihr Ventil finde. Demzufolge wäre der Antisemitismus ein pathologisches Phänomen in autoritären und obrigkeitstaatlichen Zusammenhängen. Da jedoch das Konzept nicht erklären kann, warum keineswegs alle unter derselben Herrschaft Lebenden dieselbe Deformation aufweisen und warum auch jenseits von Gehorsam und Unterwerfung Antisemitismus verbreitet ist, kann es letztlich nicht überzeugen:

„Die Annahme, dass die Mehrheit der Bevölkerung in kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaften dieselbe Charakterstruktur aufweist, erscheint doch weder plausibel noch sonderlich hilfreich.“ (S. 33)

Demgegenüber siedelt Quindeau die Empfänglichkeit für antisemitische Vorstellungen nicht im Charakter an, sondern auf der Ebene der regulären psychischen Konflikte bei der Subjektkonstitution. Sie schließt sich dabei an die neue alteritäts-theoretische Grundlegung der Freudschen Psychoanalyse von Jean Laplanche (1924–2012) an, wonach das Subjekt sich in Auseinandersetzung mit dem „Primat des Anderen“, mit der vorgängig vorhandenen Welt der Menschen, der Sprache und der Kultur, entwickelt. Die Botschaften der Anderen, der Umwelt, die auf das Subjekt einströmen, müssen verarbeitet werden; was davon nicht verstanden wird, geht ins Unbewusste

ein ebenso wie die Begehrskonflikte mit unerfüllbaren und kulturell verpönten Wünschen. Die konstitutionelle Bisexualität aller Menschen etwa kollidiert mit gesellschaftlichen Sexual- und Identitätsnormen: „Damit zieht die Heteronomie ins Zentrum des Subjekts ein“ (S. 72). Das Unbewusste wird selbst zum Ort des Heteronomen, Anderen, Fremden – im Sinne von Freuds dritter narzisstischer Kränkung, nicht „Herr im eigenen Haus“ zu sein.

Damit müssen grundsätzlich alle Menschen zurechtkommen – im günstigsten Fall, indem sie lernen, Differenz und Ambiguität in sich und in der Welt anzuerkennen. Wo dies nicht gelingt (was in unterschiedlichen Abstufungen bei den meisten der Fall sein dürfte), kann das Fremde in ihnen sich in Ängsten, Zwangshandlungen, Aggressionen etc. ausdrücken: Das ist nicht von vornherein pathologisch, sondern zunächst eine Reaktion zum Schutz und zur Stabilisierung des Subjekts. Hierbei aber können antisemitische Vorstellungen und Bildkomplexe ins Spiel kommen:

„Mit dem Antisemitismus steht nun eine gesellschaftliche Semantik zur Bewältigung der psychischen Konflikte bereit. Er kann als Ersatzbefriedigung für das konflikthaft ödipale Begehr verstanden werden“ (S. 69).

Er bekämpft das Fremde und Verpönte im Unbewussten durch Projektion auf „die Juden“, die in dieser Wahrnehmung all das verkörpern, was man selbst begehrt, sich aber nicht zugestehen kann. In „den Juden“ kann man sein Begehr libidinös-leidenschaftlich hassen. Unter anderem „Homophobie und Misogynie sind grundlegende Bestimmungsmomente des Antisemitismus“ (S. 92).

Da es sich hierbei um die Bewältigung ödipaler Begehrskonflikte handelt (die entgegen älterer Vorstellungen prinzipiell nicht auf eine frühe Lebensphase beschränkt und nicht abschließbar sind), ist der Antisemitismus in seiner vorbewussten Form

„nicht einer spezifischen Persönlichkeitsstruktur zuzuschreiben, sondern erscheint nahezu ubiquitär in kapitalistischen, ‚westlichen‘ Gesellschaften“ (S. 106).

Die Figur des „autoritären Charakters“ hat den Blick darauf verstellt. Für sie sind Antisemiten immer „die Anderen“:

„Mit der Annahme einer Persönlichkeitsstruktur wird unterstellt, dass jemand antisemitisch *ist*; der Antisemitismus wird zu einem Teil, womöglich zu einem charakteristischen Teil der Person“ (S. 106).

Doch gerade so wird die Selbstreflexion verhindert, die nötig ist, um eigene Projektionsmechanismen zu durchschauen, das Fremde im Eigenen anzuerkennen, Alterität zu respektieren und Ambiguität auszuhalten.

„Schuld und Abwehr“

Das sogenannte „Gruppenexperiment“, welches das Frankfurter Institut für Sozialforschung im Winter 1950/51 im Auftrag von US-Behörden organisiert hatte, ließ die Teilnehmer:innen von 120 Gruppendiskussionen auf den fingierten Brief eines US-amerikanischen Offiziers reagieren, der die Schuld von Deutschen an den Verbrechen des Nationalsozialismus thematisierte. Diese wiesen den Gedanken an eigene Schuld weit von sich, sprachen von „Siegerjustiz“ und reproduzierten antisemitische Klischees. Adorno interpretierte dies dahingehend,

„daß tatsächlich etwas wie eine latente Erfahrung von der Schuld vorliegt, und daß diese Erfahrung verdrängt und rationalisiert wird“ (zit. n. Quindeau, S. 124).

Er ging von einem Gewissenskonflikt aus, dessen Entwicklung zu einem expliziten Schuldbewusstsein psychisch so unerträglich gewesen wäre, dass sie „verdrängt“ werden musste. Quindeau hält ihm zugute:

„Vermutlich konnte er sich einfach nicht vorstellen – und es ist auch bis heute unfassbar –, dass die Ermordung von sechs Milli-

onen Jüdinnen und Juden kaum Schuldgefühle in der deutschen Bevölkerung nach sich gezogen hatte“ (S. 126).

Trotzdem ist seine Erklärung psychoanalytisch nicht mehr haltbar. Psychische Konflikte verschwinden nicht einfach spurlos im Unbewussten – sie müssten in der Folgezeit auf die eine oder andere Weise zum Ausdruck kommen. Dafür gibt es aber, leider, keine Hinweise – und damit auch nicht für abgewehrte Schuldgefühle. Wie Quindeau anhand einer Relektüre der Protokolle des Gruppenexperiments zeigen kann,

„findet sich anstelle von Schuldbewusstsein und Schuldgefühlen eine hartnäckige Weigerung, sich dem Geschehenen zu stellen. Die damit verbundene Empathielosigkeit erschreckt bis in die Gegenwart“ (S. 127).

Nicht von einer unbewussten psychodynamischen Abwehr von Schuldgefühlen müsste also die Rede sein, sondern von einer „strategischen Abwehr“ (S. 136), d. h. einer mehr oder weniger bewussten Abwehr von Schuldvorwürfen, die die deutsche Nachkriegsidentität bedrohten und die man mit den Siegermächten und vor allem mit „den Juden“ in Verbindung brachte.

Abgewehrt wurden sie von jenen, die im Hinblick auf den Nationalsozialismus keinerlei Schuldempfinden besaßen. Und zwar nicht, weil sie eine frühere bürgerliche Moral verdrängten (die im Übrigen keineswegs frei von Antisemitismus war), sondern weil die nationalsozialistische Moral weiter existierte mit ihrer Überzeugung, dass an der Judenvernichtung nichts falsch war.

Von hier aus verfolgt Quindeau sehr aufschlussreich den Gang der Entwicklung von den Introjektionen nationalsozialistischer Moral über die intergenerationale Transmission bis zum Umgang mit Schuld in den bundesrepublikanischen Erinnerungsdebatten und jüngeren Wendungen wie etwa in der Goldhagen-Debatte der späten 1990er-Jahre. Dabei zeigt sich, dass einerseits die gesellschaftlichen Identitätsdiskurse „Juden“ als Bedrohung der neuen Plausibilitäten wahrnehmen, und dass andererseits die oben angesprochenen

ödipalen Konflikte weiterhin von vielfältigen Botschaften aus der deutschen Geschichte stimuliert werden und zu antisemitischen Projektionen greifen lassen. Die unbewussten Identifizierungen mit der Elterngeneration spielen dabei eine erhebliche Rolle und tragen zur Persistenz des Antisemitismus bei. Selbstreflexion ist darum sehr viel mehr als ein individuell-klinisches Postulat, sondern hätte, würde sie aufgegriffen, konkrete Konsequenzen für die Erinnerungsarbeit und die politische Bildung in einem umfassenden Sinn. Statt moralischer Imperative in Sonntagsreden könnte ein präzises Analysieren der gängigen „Erklärungen“ und Haltungen die „Erinnerungskultur“ aus den Sackgassen herausführen, in denen sie heute steckt.

„Der Vorwurf des Antisemitismus“

Anders als die bewusste oder halbbewusste strategische Abwehr von Schuldvorwürfen ist der Antisemitismus eine „Bildung des Unbewussten“. Als solche ist er „vage, flüchtig, drängt ins Bewusstsein, verändert seine Ausdrucksgestalten und lässt sich kaum fassen“ (S. 225). Menschen bedienen sich antisemitischer Klischees, die unsere Kultur bereitstellt, um sich unbewusst Entlastung von ihren psychischen Konflikten zu verschaffen. Es ist deshalb abwegig, den Antisemitismus ausschließlich einem bestimmten Charaktertypus zuzuordnen. Antisemitismus betrifft (in unterschiedlichem Ausmaß) alle und kann „nur selbstreflexiv eingehetzt werden“ (S. 225). Anders ausgedrückt: Es gibt keine neutrale Beobachterposition.

„Wenn wir über Antisemitismus sprechen, sprechen wir immer auch über uns, sind affiziert von dieser grundlegenden gesellschaftlichen Sinnstruktur“ (S. 226),

aus der wir uns nicht willentlich ausklinken können.

Das weckt oft Ängste und Aggressionen. Deshalb ist es nur allzu willkommen, wenn man anderen vorwerfen kann, dass sie Antisemiten seien. So stellt man sich selbst auf die Seite

des gesellschaftlich gebotenen „Anti-Antisemitismus“, zeigt, dass man zu den Aufrechten gehört, die mit Antisemitismus nicht das Geringste zu tun haben. Selbstverständlich, so Quindeau, ist es richtig, auf offene und verdeckte antisemitische Denk- und Redefiguren aufmerksam zu machen und sie kritisch zu analysieren. Nur erfüllt der heute oft geübte Antisemitismusvorwurf diese Aufgabe gerade nicht. Das Zeigen auf vermeintliche Antisemiten ist ebenfalls eine Projektion: eine unbewusste „Verlagerung jenes Teils von sich, der Unlust bereitet, vom Ich in die Außenwelt“ (S. 229). Damit aber wird die wirklich notwendige Arbeit umgangen: die reale Verantwortungsübernahme auf dem Wege persönlicher und kultureller Selbstreflexion und des produktiv-kritischen Verarbeitens von Erinnerungen.

„Antisemitisch sind immer die anderen. So verständlich es auch ist, der Angst und Unsicherheit entgehen zu wollen, selbst auch vom Antisemitismus ‚behaftet‘ zu sein, so nötig ist diese Einsicht, *um den Vorwurf in Kritik zu verwandeln*. Diese besteht jedoch nach psychoanalytischem Verständnis in Selbstkritik“ (S. 232, Hervorhebung von mir, N.R.).

Mehr noch: Wo Antisemitismus nur strategisch abgewehrt und anderen zugeschoben wird, trägt dies „durch die Abschottung und Verhärtung der eigenen Position schließlich zur Persistenz des Antisemitismus bei“ (S. 278). Deshalb sind Quindeaus Unterscheidungen und Hinweise auf Irrwege so wichtig. Sie sind gesellschaftlich bislang keineswegs gängig – auch nicht in der antisemitismuskritischen Bildungsarbeit. In dieser Hinsicht leistet das Buch Aufklärungsarbeit von unschätzbarem Wert: nicht nur in der Darlegung der im Hintergrund wirkenden psychischen Strukturen, sondern auch mit einer Fülle konkreter Analysen von Presseartikeln, AfD-Reden, des Slogans „Free Palestine from German Guilt“, Debattenbeiträgen zur Frage nach dem Antisemitismus bei der *documenta fifteen* sowie mit sprechenden Beispielen aus Quindeaus psychoanalytischer Praxis.

Quindeaus schnörkeloser, klarer Wissenschaftsprosa gelingt es, auf einem von Missverständnissen umstellten Feld neue Perspektiven zu eröffnen, die Psychoanalyse und Gesellschaftstheorie produktiv verbinden und kaum dringender gebraucht werden könnten als heute. Unbedingte Empfehlung.

Zum Rezensenten:

Dr. theol. Norbert Reck, katholischer Theologe und Publizist, Mitglied im Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken.